

REDE
BEI DER
SCHILLERFEIER

DER
KAISER-WILHELMS-UNIVERSITÄT STRASSBURG
AM 9. MAI 1905

VON
THEOBALD ZIEGLER

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1905

*3.5.1905
Schiffs-
Theobald Ziegler*

mc 18739



142620

Hochansehnliche Festversammlung!

Ein Trauerfest, so könnte es scheinen, feiern wir heute, die Erinnerung an Schillers Tod. Und wenn wir bedenken, daß er mitten in der Arbeit, der Arbeit an seinem «Demetrius» vom unerbittlichen Geschick abgerufen wurde, so könnten wir gewillt sein, wirklich die Totenklage um ihn zu erheben, wie er sie selber in seiner «Nänie» um Achill erhoben hat:

Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.

Und doch flattern, Schiller zu ehren, heute in vielen deutschen Städten lustig die Fahnen im Winde und flammen auf unseren Bergen heute Abend, ihn zu ehren, Freudenfeuer mächtig empor. Denn nicht, daß er vor hundert Jahren gestorben ist, sondern daran denken wir, daß er der unsrige war und wie alles, was Ewigkeitswert hat, auch über seinen Tod hinaus unter uns fortlebt und weiterwirkt, daß er der Unsterblichen einer ist, von denen das Wort gilt:

Es kann die Spur von seinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn.

Daß er der unsrige ist, das wollen wir heute — allen denen zum Trotz, die ihn in den letzten zwei Jahrzehnten in törichter Verkenning und eitler Selbstüberhebung verleugnet und totgesagt haben, festhalten und bezeugen. So wird auch die heutige Schillerfeier wie die

im Jahre 1859 ein Bekenntnis zu ihm und seiner Geistesart sein, wenn auch damals die Begeisterung unter dem Notzwang der Begebenheiten einmütiger und naiver, reiner und wirkungsvoller gewesen sein mag.

Und wie damals die deutschen Universitäten mit in den vordersten Reihen der Feiernden gestanden haben, als es galt, sich durch Hinaufbeschwören dieses Toten den Alb einer bleiern schweren Reaktion von der Seele zu schlütteln und endlich die Sehnsucht langer, hanger Jahre nach einem einigen, großen, freien deutschen Vaterland zur Tat werden zu lassen, so wollen sie auch heute nicht fehlen unter denen, die Schiller feiern. Und wir haben selbst wenn wir uns im engen Rahmen unserer nächsten Universitätsverfassung und Universitätsaufgaben halten wollten, ja auch allen Grund dazu. Zu sämtlichen vier Fakultäten hat Schiller Beziehungen gehabt, alle können ihn in gewissem Sinn zu den Ihrigen zählen.

Pfarrer wollte er werden, Theologie wollte er studieren, und die allerersten Stufen dieser geistlichen Laufbahn hatte er schon betreten, — nach der Sitte seiner schwäbischen Heimat durch die erstandenen Landexamina sich bereits ein Anrecht erworben auf den theologischen Studiengang durch Seminar und Stift; und die erste Enttäuschung seines an Enttäuschungen und an Entsagung so reichen Lebens ist ja gerade das gewesen, daß die gewalttätige Hand seines Landesherrn diese Pläne schonungslos zerstörte und den Vater zwang, den Knaben seiner eben gegründeten Karlsschule zu übergeben, auf der Theologie zu studieren nicht möglich war. Ein Schmerz, und vielleicht doch ein großes Glück für ihn, daß er dadurch bewahrt blieb vor der klösterlichen Weltabgeschiedenheit und hineingeführt wurde in das größer flutende Leben und in die feineren Umgangsformen dieser herzoglichen Hof- und Fürstenschule. Aber die theologischen Neigungen hat er dennoch festgehalten: die

Sprache der Bibel in der kraft- und machtvollen Übersetzung Luthers wirkte kraft- und machtvoll auch auf ihn und greift gleich in «den Räubern» auch uns wie Donnerwort und Posaunenton machtvoll ins Herz. Und was er werden wollte, ist er doch geworden: ein gewaltiger Prediger, ein großer Prophet und Hohepriester im Dienste alles Höchsten und Heiligen; und so hat er eindringlicher als sonst einer gezeigt, daß Priester- und Prophetentum nicht gebunden sind an Amt und Auftrag von Menschen her, sondern daß auch der Laie, seines Gottes voll, ein Priesteramt zu verwaltten und eine Prophetenstimme zu erheben hat.

Und hinter der Theologie kam die Jurisprudenz, zu der er sich freilich gegen seines Herzens Drang entschließen mußte und die er darum, sobald es die Einrichtung der Schule gestattete, mit der ihm kongenialeren Medizin vertauschte. Aber ein Mann des Rechtes und der Gerechtigkeit ist er doch geworden, ein großer Anwalt des Völkerrechts und ein Richter ohne Furcht und Tadel, der auch die Höchststehenden vor sein Forum zitierte und, wenn sie Sünder waren am Glück ihres Volkes, sie in öffentlicher Gerichtsverhandlung von der Bühne herab als seinem Tribunal ohn' Ansehen der Person verurteilte.

Von sich als Mediziner hat er in der Selbstrezension der «Räuber» nicht allzu günstig geurteilt: «Der Verfasser soll ein Arzt bei einem württembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: so gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in emeticis ebenso lieben als in aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.» Seine Examensarbeiten würden heute, als viel zu philosophisch und viel zu wenig exakt, vor keiner medizinischen Prüfungskommission bestehen, und unter seinen 240 Grenadieren hat der Regimentsmedikus wider Willen mit seinen höllischen Latwergen übel genug gehaust. Aber darum ist er doch

ein Arzt allerersten Ranges gewesen und hat sich selbst als solchen gefühlt, das Motto seiner «Räuber» sagt es uns: quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat. Darnach hat er mit Schneiden und mit Brennen die Schäden am Körper seines Volkes machtvoll und kraftvoll kuriert, die Diagnose, wie tief die Fäulnis von oben nach unten schon durchgefressen, in «Kabale und Liebe» fein und richtig gestellt, und im «Don Carlos» mit seiner Forderung: «Geben Sie Gedankenfreiheit» und im «Wilhelm Tell» mit der Mahnung: «seid einig, einig, einig!» die Heilmittel für dasselbe sicher erkannt und tadellos verschrieben.

Aber vor den anderen drei gehört er doch in erster Linie der philosophischen Fakultät an, ihr war er ja als Professor für Geschichte in Jena auch amtlich zugeweiht; und neben historischen waren es philosophisch-ästhetische Themata, die er in seinen Vorlesungen behandelte. Freilich hat er selber nicht allzuviel von diesem ihm anfangs recht unbequemen «Abenteuer auf dem Katheder» gehalten; und unsere Historiker urteilen heute zwar gerechter und verständnisvoller als Niebuhr oder Janssen über Schiller als Historiker; aber sie brauchen doch allerlei Wenn und Aber, um ihm wenigstens im Vorhof deutscher Geschichtschreibung eine ehrenvolle Stelle anweisen zu können. Bereitwilliger sind wir Vertreter der Philosophie, ihn als Zünftigen anzuerkennen. Unter den Jüngern Kants ist er der bedeutsamsten einer; wenn die Ära des Neukantianismus wieder einmal wird abgelaufen sein, wird man in ihm noch weit mehr als jetzt den sehen, der im Ästhetischen sowohl als im Ethischen Kant aufs glücklichste ergänzt und korrigiert und den Weg von dem Menschen Kants zu dem Menschen Goethes hinüber gezeigt und gebahnt hat. Und endlich haben die Germanisten an ihm und seinen Werken ein wichtiges Objekt ihrer Forschung, das sie mehr noch als Lessing oder Goethe nützt, die

fruchtbare Verbindung ihrer Wissenschaft mit der Philosophie zu pflegen und festzuhalten.

Und doch, so nahe er uns allen steht und so stolz insbesondere wir von der philosophischen Fakultät darauf sind, ihn zu den unsrigen zu zählen, was will das alles heute? Heute feiern auch wir Universitäten nicht den Historiker oder den Philosophen, sondern mit allem Volk zusammen feiern wir in Schiller den Dichter und den Menschen. Nicht weil er Beziehungen hat zu unseren Fakultäten und Professoren gewesen ist, sondern weil wir Professoren und Studenten Menschen und Deutsche sind wie alle andern auch, deshalb hat sich die Universität nicht ausschließen wollen und nicht ausschließen dürfen von der allgemeinen Festfeier, deren lauter Jubel unser ganzes deutsches Volk durchtönt. Und auch etwas wie eine Schuld an ihm haben wir abzutragen: wir, die wir in den Tagen des Uebergangs von einem schwärmenden Träumen und Dichten zu dem uns Deutschen so notwendigen Realismus der politischen Tat und der wirtschaftlichen Arbeit ganz besonders berufen waren, als unseres nationalen Daseins andere Hälfte die Flamme feiner und tiefer Innerlichkeit um so energischer zu nähren und zu erhalten, wir haben uns teilweise selber mitreißen lassen von diesem realistischen Zuge der Zeit und haben so des Deutschen Eigenstes und Bestes der Gefahr der Verkümmern ausgesetzt; und auch unsere akademische Jugend hat über viel Äußerlichkeit viel Innerlichkeit preisgegeben und hat es darum eine Zeitlang für vornehm gehalten, mit Schillerverachtung und Schillerhaß verständnislos zu kokettieren, und sich anderen moderneren Göttern zugewendet. Auch das schütteln wir uns heute von der Seele und legen, wenn wir das Gedächtnis des großen Idealisten erneuern, auch unsererseits so etwas ab wie ein Bekenntnis und ein Gelöbnis für die Zukunft.

Als Dichter feiern wir Schiller, als den größten deut-

sehen Dramatiker, der die Pflicht dieser seiner Kunst verstanden und im «Wallenstein» vor allem geübt hat wie kein anderer sonst, die Pflicht zu motivieren — auch auf die Gefahr hin, daß er dadurch mit der Freiheitslehre seines philosophischen Lehrers Kant in unaufs lölichen Widerspruch verwickelt werden sollte; und als den Meister dichterischer Sprache feiern wir ihn, der in den Chören seiner «Braut von Messina», in seinen Balladen und Idyllendichtungen ein wahres Prachtgewebe um seine Gestalten und Gedanken geworfen und den Glanz unserer deutschen Sprache auf eine nie zuvor und nie nachher wieder erreichte Höhe gehoben hat.

Dramatiker, die sich jener Pflicht des Motivierens bewußt sind, Meister der Sprache und glänzende Stilisten gibt es auch andere; und doch dürfen wir gerade in diesem letzteren das Eigentümliche und Einzigartige der Schillerschen Kunst, das wir ja alle spüren und empfinden, zuerst suchen und es uns daran verständlich machen. Daß Schiller kein malerischer Dichter gewesen, weil seine Kunst zu wenig sinnlich, kein plastischer Dichter, weil er dazu auch in seiner Poesie zu begrifflich ideell gewesen sei, ist schon oft gesagt worden und ist freilich immer nur halb wahr; auch an malerischen und plastischen Anschauungselementen fehlt es in den Schillerschen Dichtungen nicht. Um so mehr hat man ihn dafür, sich stützend auf eine mißverständene Äußerung über die Art seiner poetischen Konzeption, in nähere Beziehung bringen wollen zur Musik. Und doch könnte man mit demselben Rechte sagen, daß Schiller auch kein musikalischer Dichter gewesen sei, weil er zu bestimmt gedacht, zu viel philosophiert habe; daher findet sich selbst in seinen lyrischen Dichtungen so wenig Sangbares. Nein, nicht die Musik, sondern eine andere Kunst ist es, mit der sich Schillers Poesie verschwistert zeigt, — die Rhetorik. Davor haben wir Deutsche freilich eine gewisse instinktive Scheu, wir

denken alsbald an hohle Deklamation und affektierte Pose, an leeres Wortgeklänge und nichtiges Phrasenspiel. Uns fehlt die Wertschätzung für die Kunst der Rede, wie sie die Griechen besessen und geübt haben, einen Demosthenes haben wir nie gehabt. Große Redner wohl auch, ich nenne nur die beiden: Luther und Bismarck, die mit der Wucht ihres Wortes, mit den Felsblöcken ihrer Beredsamkeit ihr Volk so gewaltig aufgewühlt und gezwungen haben zur Liebe oder zum Haß. Aber dem sächsischen Bauernsohn ebenso wie dem preußischen Junker fehlte das künstlerische Daimonien, der Sinn für Form und Stil, und jedenfalls waren sie beide viel zu sehr erfüllt von dem Sachlichen ihrer Aufgabe, um auf künstlerische Einkleidung und Gestaltung Wert zu legen und Zeit darauf zu verwenden. Schiller dagegen, der als Dichter Redner und als Redner Dichter war, ist eben dadurch unser größter, der einzig ganz große Redekünstler geworden, den Deutschland je gehabt hat.

Daß er aber für seine Reden die dramatische Form gewählt hat, das lag natürlich in seiner Natur, in der geheimnisvollen Struktur seiner Seele, die ihn auf das Drama als auf seine eigenste Domäne, als auf die wahre Heimat seines Geistes hinwies. Es lag daneben aber auch an der Zeit. Wer im 18. Jahrhundert als Journalist auf sein Volk wirken wollte, der mußte Dramatiker werden: das zeigte Lessing; wer im 18. Jahrhundert als Redner wirken wollte, der mußte Dramatiker werden: das zeigt Schiller. Die Lehrefreiheit auf dem Katheder war bei seinem Auftreten kaum erst in Anfängen vorhanden, eine parlamentarische Tribüne gab es im Staat des aufgeklärten Despotismus nicht, und vor dem Reichsgericht zu Wetzlar hatte die forensische Beredsamkeit keine Stelle. Und sie alle haben dann auch nachher nicht den ihnen von Schiller vorgezeichneten Weg zur kunstvollen Rede genommen: auf dem Katheder galt die Redekunst lange Zeit für etwas

Überflüssiges, fast gar Verwerfliches; und in unseren Parlamenten und Gerichtssälen ist sie, wie mir scheint, eher im Rückgang als in einer fortschreitenden Entwicklung zu künftiger Höhe und Blüte begriffen. So ist Schiller unser größter, um nicht zu sagen: unser einziger Redner geblieben, dem es wirklich um die Kunst und um die Schönheit der Rede zu tun war. Und weil ihm keiner darin gefolgt ist, so hat ihn sein Volk darin auch nie ganz verstanden, sondern hat ihn gelegentlich sogar für einen Deklamator und Schönredner gehalten. Das wäre er aber doch nur dann gewesen, wenn er in seiner Rede über der Form den Inhalt vernachlässigt, wenn er der Schönheit die Wahrheit und die Kraft geopfert hätte. Vielleicht ist Schiller nicht überall dieser Gefahr entronnen: wir können das bei dem Reichen und Wahrhaftigen ohne weiteres zugeben, ohne daß wir damit sein Bild im ganzen irgendwie schädigen; Schiller ist groß genug, um die Wahrheit ertragen zu können. Aber gerade, daß wir es in den Worten der Thekla nach der Todesnachricht von Max so stark empfinden, daß hier der Schönheit die wahre Empfindung hat weichen müssen, zeigt, daß das nur eine Ausnahme, eine ganz verschwindende Ausnahme ist. Vielmehr ist eben das das Große an diesem Dichter, der zugleich ein Redner war, daß hinter dem schönen Wort der Mensch, ein ganzer Mann, ein tiefer Gedanke, ein volles Herz steht. Darum klingt es nirgends hohl, braust, was er sagt, wie Orgelton und Glockenklang hinaus in alle Welt und ganz besonders hinein in das Herz seines Volkes und reißt uns mit im strömenden Fluß seiner Rede und mit der Wucht und Stärke seines machtvollen Inhalts. Und wenn wir Modernen im Vortrag unserer Gedanken das Pathos und die Kunst der Rede fast ängstlich meiden und in den Sitten unseres geselligen Lebens den «Gebrauch schöner Formen» oft so stilllos vermissen lassen, — wenn es dann an unser Ohr schlägt, das Schillersche Pathos und das Prachtgewebe seiner

Sprache allen seinen Glanz und alle seine Leuchtkraft vor uns ausbreitet, so stehen wir doch unter dem Zauberbaum seiner Worte, so fühlen wir doch das Große darin und beugen uns vor ihrer Kraft.

Und nun erst der Inhalt dessen, was er uns zu sagen hat und so schön zu sagen weiß —? «Der Menschheit große Gegenstände:» das ist es, was ihn so hoch hinaushebt über die Dichter unserer Tage, daß er — sagen wir es nur offen heraus —, daß er die Schaubühne als eine moralische, als eine ernsthafte und wichtige Anstalt und Angelegenheit betrachtet hat. Er wollte nicht nur reden, um zu reden, sondern wirklich etwas sagen, weil er Großes und Wertvolles zu sagen hatte und der Gott in seiner Brust es ihm zu sagen befahl. Einen Gedankendichter hat man ihn deshalb genannt, der Redner ist als Dichter auch Philosoph gewesen. Als Jüngling hat er sich eine eigene pantheistisch-enthusiastische Theosophie zurecht gemacht; dann ist er, von Körner auf den «Umfang seiner Kräfte» hingewiesen in die entsagungsvollen Gedankengänge der Kantischen Philosophie eingeweiht und für sie gewonnen worden, und schließlich hat er durch den Blick auf sein eigenes dichterisches Sein und durch die Anschauung von Goethes Art die rigoristische oder, wie er selber sagt: die «mönchische» Denkweise Kants überwunden und durch den Ethisches und Ästhetisches vereinigenden Begriff der schönen Seele auch unserer deutschen Philosophie Neues und Bedeutsames zu sagen gewußt. Und auch das nicht bloß lehrhaft in anmutiger oder gehobener Prosarede, sondern in wundervollen Versen, die alle Schwere im Staube zurücklassen und auf den Wellen unendlichen rhetorischen Wohllauts aufwärts fließend und schwebend uns hinführen und emporleiten in das Reich der Freiheit und des Ideals.

Denn der Dichter der Freiheit und ein großer Idealist ist Schiller gewesen. Darum hat das Freiheitsproblem

den Denker auch philosophisch beschäftigt, die große Frage nach dem Verhältnis des Freien und des Notwendigen in Menschenschicksal und menschlichem Handeln hat ihn ethisch, das Verhältnis von Freiheit und Natur hat ihn auch ästhetisch vielfach bewegt, und anschaulicher und glücklicher hat keiner, auch kein Philosoph das Freiheitsproblem gelöst als er in seinem «Wallenstein». Aber der Freiheitsgedanke war für ihn nicht etwa nur ein Problem unter vielen, es war für ihn die Frage der Fragen, der große Gegenstand selbst, der ihn schon in seinem ersten Löwenwurf, den «Räubern», voll zorniger Empörung ausholen ließ zu gewaltigem Ansturm wider die Tyrannei des Gesetzes, der ihn im «Don Carlos» mit Männerstolz vor Königsthronen treten und von dem spanischen Machthaber Gedankenfreiheit fordern und der ihn noch in seinem letzten großen Schauspiel getrosteten Mutes in den Himmel greifen und von dort die ewigen Rechte herunterholen ließ, die droben hängen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Daß er so auf Freiheit gestellt war, das lag natürlich wiederum zunächst in der unveränderlichen Struktur seiner stolzen, tapferen Seele, Freiheitsgefühl und Freiheitsdrang war der geheimnisvolle Kern seines Wesens, das angeborene Dämonion seiner Persönlichkeit, war sein Ethos und sein Pathos zugleich. Aber es lag auch an den Bedingungen, die ihn von außen her bestimmten, die seine Seele wie eine feine, starke Feder von Stahl zusammenrückten, bis sie aufsprang gegen den unerträglichen Druck und mit kühnem Glauben und kühnem Wagemut den Widerstand einer ganzen Welt sieghaft überwand. Und da war es, als hätte es seine Lebensführung eigens darauf abgesehen, zu erproben, wie groß die Schnellkraft seines Wesens und ob dieser Menschenwille wirklich stärker sei, als die Gewalt des Schicksals. Sein Lebensgang war ein Leidensgang. Die Gewalttat seines Fürsten riß ihn

aus seiner Bahn und unterstellte ihn einer Erziehung, die zwar — das ist ihr großes Verdienst — frei denken lehrte, aber — das ist ihre große Schuld — nicht frei zu reden und zu handeln erlaubte und daher manchen schwächeren Naturen Rückgrat und Willen gebrochen hat. Und als er sich durch die Flucht aus Stuttgart frei gemacht hatte von diesem Zwang, da klirrte ihm alsbald eine neue Sklavenkette hemmend an Arm und Fuß, Armut und Hunger und äußere Not ließen ihn Jahrzehntlang nicht los und zwangen ihn als Pegasus im Joch ums tägliche Brot literarische Kärnerarbeit zu tun. Und endlich gedenken wir heute am Jahrestag seines frühen Todes ganz besonders auch des langen Siechtums, das von der Mannheimer Zeit an seinen Körper langsam zermürbte und zerstörte und ihn immer mehr zu einem Schwerleidenden machte, bis dann vor der Zeit die eben zu neuem, glücklichem Schaffen anholende Hand im Tode erlahmte. Und doch, wo spüren wir — den einzigen «Fiesko» vielleicht ausgenommen — den Werken Schillers diese äußeren Nöte, diesen harten Kampf ums materielle und ums leibliche Dasein irgendwie an? «Bequem gesellig, anschließend, wohlgefällig, zur Wechselrede heiter sich neigend,» so schildert ihn uns sein großer Freund im gewöhnlichen Leben, und bezeugt ihm, wie bei seiner Arbeit «seine Wangen rot und röter geglüht von jener Jugend, die uns nie entflieht,» und — alles zusammenfassend, wie jenes ganz Gemeine, das uns alle bändigt, hinter ihm lag in wesentlosem Scheine und alles äußere Leiden an ihn und sein Ethos nicht heranzureichen vermochte. Von seinen Werken aber gilt sein eigenes Wort:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick;

und von Mensch und Werk zugleich das Wort:

Ausgestoßen hat er jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Aus all' dem hat nun aber Schiller gelernt und für sich ganz realistisch die Überzeugung gewonnen, daß der Mensch nicht ohne weiteres frei sei, sondern daß die Bedingungen von außen ihn auf Schritt und Tritt hemmen, binden und bestimmen, so daß auch von unserer Schuld die größere Hälfte stets den unglückseligen Gestirnen zu-zuwälzen sei. Aber er wollte frei sein. Und hier bot sich ihm nun die Lehre Kants an: Freiheit nicht als ein Seiendes, ein uns Gegebenes, sondern als ein Seinsollendes und Aufgegebenes, als Aufgabe und Pflicht. Kant freilich hat aus dieser Freiheit als Aufgabe rasch genug wieder eine Tatsache, ein unbegreifliches Faktum, ein Seiendes und ein Sein gemacht. Schiller bleibt der ursprünglichen Fassung treu: «gottlob, daß wir immer im Reich der Erscheinungen bleiben dürfen», schreibt er in ausdrücklichem Gegensatz zu Kant. Ihm ist die Freiheit stets etwas gewesen, was der Mensch erreichen soll durch eigene Kraft, wenn er sie vielleicht auch als unendliche Aufgabe nie ganz erreicht.

Damit sind wir bei der tiefsten Wurzel von Schillers Wesen angekommen. Seine Freiheit ist Innerlichkeit, sie stammt nicht von außen her, das Innere nur gibt von ihr Kunde; und darum ist Freiheit nur da, solange und soweit der Wille frei zu sein und frei zu werden da ist, sie ist nichts anderes, als dieser Wille selbst, ein von äußerlichkeiten unabhängiger, äußeren Bedingungen nicht rettungslos und hoffnungslos unterliegender Wille. Freiheitsgefühl ist Kraftgefühl, ist Stärke und Größe, der freie Mensch ist der große Mensch, und nur der große Mensch ist wirklich frei.

Und der freie Mensch ist der sittliche Mensch, und nur der sittliche Mensch ist wirklich frei. So ist ihm Freiheit zugleich Sittlichkeit, sein kategorischer Imperativ heißt: wolle frei sein und mache dich frei! Darum ist Schiller als Dichter der Freiheit zugleich der sittliche Dichter, der große Moraltrumpeter, wie ihn Nietzsche höhnisch-frech ge-

nannt hat und wie wir ihn in allem Ernste nennen können, der Dichter, der mit schmetterndem Trompetenschall und als sieghafte Fanfare der Welt verkündigt und in seinen Werken gezeigt hat, daß die Moral und ihre Probleme, allem Hohn und allem Vornehmtun, aller Schwächlichkeit und aller Bequemlichkeit zum Trotz, kein leerer Wahn seien, sondern in alle Ewigkeit zu der Menschheit großen Gegenständen gehören, und daß darum auch für den Künstler sittliche Gegenstände die höchsten sind und er mit seinem Schaffen nicht über und nicht jenseits steht von Gut und Böse.

In diesem Sinn ist Freiheit das Ideal Schillers gewesen, und darum ist er als Dichter der Freiheit Idealist, und ist sein Idealismus ein freiheitlicher und ein sittlicher zugleich. Wie für Kant so sind auch für ihn Ideale nicht flüchtige Träume und fromme Wünsche, sondern ernsthafte Aufgaben, an die der Mensch deshalb glaubt, weil er es für seine Pflicht hält sie zu verwirklichen. So ist sein Idealismus zuerst Glaube, — wiederum nicht an etwas, was draußen ist, «da sucht es der Tor», sondern der Glaube an etwas, was wir selbst ewig hervorbringen können, weil wir es in uns hervorbringen sollen. Darum ist Schillers Glaube — wir dürfen das nicht verhehlen — nicht der spezifisch christliche gewesen: für Sündenbewußtsein und Erlösungsbedürfnis war in diesem auf sich und seine eigene Kraft gestellten Menschen kein Raum. Optimistisch glaubte er mit Rousseau an die Güte der menschlichen Natur, optimistisch mit Kant an das eigene Können, weil er an das innere Sollen glaubte, und optimistisch als die ringende und siegende Kämpfersseele, die er war, an das Göttliche in der eigenen Brust, das ihm das Heilige und das Sittliche selbst war.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron --

die Welt aus den Fugen hebt, statt sie einzurenken, und muß sich zum Schluß dem Gesetz unterwerfen und für die verletzte Majestät der sittlichen Weltordnung sich selber freiwillig zum Opfer bringen.

Das wahre Geheimnis politischer Freiheit aber hat doch erst sein historisch geschulter Blick in dem Stück Weltgeschichte entdeckt, das so gewaltig und groß im französischen Nachbarland vor seinen Augen sich abspielte. An den Schreckenstagen in Paris erkannte Schiller, der zuerst wie so viele der Besten seiner Zeit der großen Revolution zugejubelt hatte, daß auch die politische Freiheit ihre Kraft und ihr Ziel nur habe in der sittlichen Freiheit. Zur Sittlichkeit aber müssen die Völker erst erzogen werden und schon vorher erzogen sein, sonst findet der große Moment stets nur ein kleines Geschlecht.

Diese Erziehung aber geht, das zeigt ihm der Gang der Menschheitsgeschichte, durch das Morgentor des Schönen, die politische Freiheit setzt die ästhetische Kultur voraus. Vor 110 Jahren hat Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen diese Gedanken ausgesprochen, — in einer von Waffen starrenden Zeit und Welt eine Utopie, so mußte es damals gewiß den meisten erscheinen. Und kaum 15 Jahre später, als Preußen nach jenem tiefen Fall so kraftvoll an seiner Wiedererhebung arbeitete, da erkannten wiederum die Besten und erkannte namentlich Preußens erster und größter Unterrichtsminister, Wilhelm v. Humboldt, einer der drei großen und wertvollen Freunde Schillers, daß die Befreiung und Wiederaufrichtung seines preußischen und des ganzen deutschen Volkes durch den Kursus der Schönheit hindurchgehen müsse, wie ihn die Neuhumanisten jener Tage in einem ästhetisch erneuerten Klassizismus zu finden glaubten. Deswegen haben diese Griechenbegeisterten ihrem Volke die humanistische Bildung zuführen wollen, weil sie in den Griechen das Volk der

Schönheit und der Freiheit sahen und auch das deutsche Volk durch eine an diesem Vorbild sich orientierende Erhöhung und Verfeinerung seiner Kultur politisch frei und eilig machen zu können glaubten.

Schiller aber, der von alledem das klarste Bewußtsein hatte und als ein wahrer Prophet seinen Deutschen den Weg wies, den ihre Geschichte tatsächlich genommen hat, den Weg von der ästhetischen Veredlung unserer Kultur und von der geistigen Einigung durch unsere großen Dichter und Denker zu der politischen Zusammenfassung seiner nationalen Kraft und zu der Schaffung von Kaiser und Reich durch unsern größten deutschen Realisten, — Schiller hat uns am Beispiel seiner Werke gezeigt, was das für eine Kultur und Kunst sein muß, die solche Wunder schafft. Nicht die form- und stillose Kunst des Naturalisten, der uns in des Lebens flache Alltäglichkeit, in den Kleinkram und in die Misère des Daseins zurückstößt, sondern die hohe, stilvolle Kunst, die einen Sonntag des Lebens schafft und das Herz frei und groß macht, weil sie uns das große gigantische Schicksal sehen läßt, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermahnt, und uns wirklich herauführt an der Menschheit große Gegenstände. Und auch nicht die schwächliche Kunst des Ästheten, der — l'art pour l'art! — in seltsamen Gefühlen und in armseligem Egoismus über sich und seine uninteressante Person nicht hinauskommt und in erkünstelt symbolistischen Tändeleien doch nur der Menschheit Schnitzel kräuselt. Sondern immer ist es bei Schiller der Verstand und der Gedanke, der sich mit der Einbildungskraft paart und die Probleme auch wirklich durchdringt und löst, die er sich gestellt hat; und es ist der Wille zur Tat, der seiner Kunst stets die moralische Kraft und das Wirkenwollen auf die Menschen einflößt und sie zu einer so männlichen und stolzen Kunst macht. Weil Schiller als Dichter Redner und als Redner so ganz

erfüllt ist von sittlichem Ethos und sittlichem Pathos, deshalb ist seine Poesie so kraftvoll und so groß; und deshalb hat er auch nie aufgehört, die Schaubühne als moralische Anstalt zu betrachten und den Künstlern darnach ihre Aufgabe zuzuweisen:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! mit euch wird sie sich heben.

Aber neben die Würde hat er stets auch die Anmut gestellt, die Freiheit in der Erscheinung:

Denn Schöneres find' ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

In diesem Sinn ästhetische Kultur zu verbreiten und ästhetisch zu erziehen, das sah er als seine Aufgabe an, als seine künstlerische, sittliche und politische Aufgabe zugleich. Im Begriff der Freiheit schloß sich ihm das alles zusammen: nur die schöne Seele ist sittlich frei, und nur das ästhetisch erzogene Volk ist politisch frei und zur politischen Freiheit reif. Darum feiern wir Schiller wirklich *nur dann* richtig und recht, wenn wir ihn als den Dichter der Freiheit feiern. Man hat freilich in diesen Tagen auch schon gefragt, ob wir, wir Deutsche des 20. Jahrhunderts das Recht haben, Schiller zu feiern. Das zu fragen, überlassen wir den Pessimisten. Wir feiern ihn und freuen uns, daß diese Feier eine so allgemeine und allumfassende geworden ist. Denn das beweist, daß Schiller wirklich noch lebendig ist und fortlebt im Herzen seines Volkes, weil er dieses Herz, das Innerste und Beste der deutschen Volksseele in sich verkörpert und es in seinen Dichtungen so machtvoll schönem Ausdruck gebracht hat.

Aber wir feiern Schiller nicht, weil er diese Feier brauchte, sondern deshalb, weil wir ihn nötig haben für unser nationales Leben. Nötig haben als Künstler, weil es unserer heutigen Kunst so vielfach an schönen Formen gebricht und soviel Häßliches und Stilloses sich

in ihr vordrängt; nötig haben als den Propheten voll Vaterlandsliebe, der sein Volk mahnte, ein einzig Volk von Brüdern zu sein, — in einer Zeit, wo der doppelte Riß einer tiefen sozialen und konfessionellen Spaltung unser Volk in zwei oder gar drei Nationen auseinander zu sprengen droht; nötig haben als den Dichter der Freiheit, wo soviel Unfreies noch unter uns ist, soviel würdelose Unterwürfigkeit nach oben und soviel feiges sich Beugen vor den Schlagworten der Masse nach unten, so daß darüber Verständnis und Ehrfurcht schwindet vor dem, was wirklich groß ist und Respekt verdient. Und wir haben ihn endlich nötig als den großen Idealisten in einer Zeit, wo der Pulsschlag unseres nationalen Lebens matt und matter zu werden droht und seine Magnethadel vielfach unsicher hin und her schwankt: wir brauchen Ideale, große Aufgaben, bestimmte Ziele, wir brauchen den Glauben an das Ideal und den Mut, es durchzuführen auch gegen den Widerstand einer ganzen stumpfen Welt. Und mit diesem Glauben und mit diesem Mut uns zu erfüllen, dazu helfe uns der heutige Tag und helfe uns Schiller und sein Geist!

Wir brauchen aber noch eines, die ewige Jugend Schillers für die Jugend unseres Volkes, also auch für euch, Kommilitonen, und für die ganze akademische Jugend, daß ihr euch — wieder, denn ihr habt ihn eine Zeitlang verlassen und euch von ihm abgewendet, daß ihr euch wieder erfüllen lasset vom Geiste Schillers: daß ihr jugendlich unbefangen euch erhebt über alle jene Gegensätze, die uns trennen, und euch brüderlich zusammenschließt als die Söhne eines einzigen Volkes; daß ihr hoch und kühn das Banner der Freiheit flattern lasset über euerem äußeren und inneren Leben und dabei doch nie die Grenzen derselben, die Schönheit und die Sittlichkeit außer Acht lasset; und daß ihr euch wieder bekennet zu dem Idealismus, der nicht ein leeres Wort ist, sondern

ein starker Wille und ein großer Entschluß, der Entschluß, auch hohe Ziele zu setzen und an ihrer Verwirklichung mitzuwirken im Dienste des Ganzen.

So ist der heutige Schillertag doch mehr als eitles Schaugepränge und festliches Spiel, es ist ein nationaler Sonn- und Ehrentag, ein Tag voll hohen Ernstes und sittlicher Weihe, und die Schillerfeier ein Bekenntnis und ein Gelöbniß, eine Verpflichtung aller Feiernnden, mitzuwirken an dem, was Schiller nach dem Worte seines großen Freundes vor andern erstrebt hat:

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme!

VERLAG VON J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

Gedankenlese aus den Werken von

JOHN RUSKIN.

Was wir lieben und pflegen müssen. gebd. M. 2.—

Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen. gebd. M. 3.—

Aphorismen zur Lebensweisheit.

geb. M. 2.50

Wege zur Kunst I.

geb. M. 2.50

Wege zur Kunst II. Gothik und Renaissance.

geb. M. 2.—

Wege zur Kunst III. Vorlesungen über Kunst.

geb. M. 2.—

Wege zur Kunst IV. Aratra Pentelici. Mit 3 Tafeln.

geb. M. 2.50

Die Steine von Venedig. gebd. M. 2.—

Der Dogenpalast. Mit 16 Lichtdrucktafeln u. 3 Zinkographien.

geb. M. 4.—

Sechs Morgen in Florenz. gebd. M. 4.—

Die Königin der Luft. gebd. M. 3.—

Das Adlernes. gebd. M. 2.50

Grundlagen des Zeichnens. Drei Briefe an Anfänger. Mit 10 Abb. gebd. M. 3.—

Weitere Bände in Vorbereitung.

Praeterita. Selbstbiographie John Ruskins. Uebersetzt von Th. Knorr.
2 Bde. eleg. gebd. à M. 4.—

John Ruskin sein Leben und Lebenswerk. Von Sam. Sönger. gebd. M. 4.—

J. Mc. N. Whistler's Zehn Uhr-Vorlesung. (Ten o' Clock.) Aus dem Englischen übersetzt von Th. Knorr. M. 1.—